

Ursache seiner Größe, sondern Begleitererscheinung derselben. Darum kann man von ihr zunächst einmal ganz gut absehen, um die Umstände zu erforschen, welche einem großen Manne überhaupt erst ermöglichen, ein solcher zu sein.

Dem Studium der großen Persönlichkeiten hat Odin seine Arbeit gewidmet, und im zweiten Theile seines Buches setzt er sich mit denen auseinander, welche bisher nach dem gleichen Ziele strebten. Bald hat man behauptet, bald wieder geleugnet, daß die großen Persönlichkeiten einen entscheidenden Einfluss auf den Gang der Ereignisse ausüben. Aber aus Mangel an einer guten Methode gelangte man über diesen Punkt zu keinem sichern Ergebnis. Diese Frage kann nun nicht gelöst werden, wenn man nicht vorläufig einmal weiß, was der große Mensch ist? Die traditionelle Art, die großen Persönlichkeiten zu verstehen, ist aber unvereinbar mit den Thatfachen, welche sich in der Wirklichkeit darbieten, und der Irrthum besteht darin, daß man einen spezifischen Unterschied, anstatt eines einfachen Gradunterschiedes, zwischen den großen Menschen und der Allgemeinheit der Sterblichen annahm. Man muß daher, um den großen Menschen zu erforschen, mit dem Studium seiner Genesis beginnen. Weder die biographische Methode allein genügt dazu, die Entwicklung der Individuen zu erklären, noch wurde die vergleichende Methode bisher auf diesem Gebiete mit der wünschenswerten Strenge verwendet. Indem sich Odin nun streng darauf beschränkt, zu untersuchen, welche Umstände auf den großen Menschen mit Rücksicht auf seine Stellung wirkten, glaubt er, sichere und ernste Chancen zu haben, zu allerdings nur partiellen, aber wenigstens bestimmten Resultaten zu gelangen.

In einem zweiten Capitel geht Odin sodann auf die allgemeinen Theorien zur Entwicklung des Menschen ein. Er constatirt die absolute Gewissheit der physiologischen Vererbung von Familieneigenthümlichkeiten, während die psychologische Vererbung bisher nur unter bestimmten Reserven nachgewiesen werden konnte. Die Vererbung allein erklärt indes die Entwicklung auch nicht, sondern diese ist das Resultat der gegenseitigen Action zwischen Vererbung und Milieu. Es kommt daher zunächst alles auf die Combination der Wirkungen aus elementaren Verhältnissen an. Darum muß man zuerst ganze Gruppen von Individuen studieren, um so eventuell zu einigen sichern Fundamentalsanschauungen über die allgemeine Wirkung des Milieu zu gelangen. Und dabei kommt es wieder nicht darauf an, nachzuweisen, daß das Milieu Einfluss auf die menschliche Entwicklung hat, sondern darauf, in welchem Maße es eine solche Wirkung ausübt.

Das Milieu ruft seinerseits nun wieder erworbene Eigenschaften hervor, mit denen das Individuum sich seiner Umgebung anzupassen vermag. Und hier taucht die Frage auf, ob diese erworbenen Eigenschaften sich auch wieder vererben? Darüber liegen sich die Gelehrten noch in den Haaren. Vor allem Weismann bestreitet die Vererbung erworbener Eigenschaften. Was aber trotz dieses noch fortwährenden Kampfes schon heute als wissenschaftlich feststehend betrachtet werden darf, ist, daß Vererbung und Milieu die einzigen Factoren der Entwicklung sind. Diese beiden Factoren liegen in fortwährendem Kampfe miteinander, indem nämlich die Vererbung das Individuum mit einer Kraft von Trägheit ausrüstet, welche es befähigt, der Action des Milieu einen mehr oder weniger wirksamen, aber constanten Widerstand entgegenzusetzen, und ihm in gewisser Weise gestattet, sich dem Milieu aufzudrängen. Das Milieu versucht nun von seiner Seite ebenso constant, diese dem Individuum anhaftende Kraft der Trägheit zu brechen, um seine gegnerischen Eigenschaften zu modificieren, sei es nun, indem es sie verstärkt oder abschwächt oder durch andere ersetzt. Es handelt sich also darum, bei jeder, ob nun individuellen oder einer Entwicklung nach Gruppen, zu erforschen, welches die betreffende Macht dieser beiden feindlichen Kräfte ist, nämlich: der Action, welche das Milieu auf die Vererbung auszuüben sucht, oder der Trägheitskraft, welche die Vererbung dieser Action entgegenstellt.

Im dritten Capitel unterzieht Odin unter Berührung einer Menge von interessanten Einzelfragen die Resultate seiner vier hervorragendsten Vorgänger einer scharfen und eingehenden Kritik. Diese vier sind Galton mit seinen Untersuchungen über die Vererbung des Genies und über die zeitgenössischen englischen Gelehrten; De Candolle, der es zum erstenmale unternahm, vergleichende statistische Untersuchungen über die gegenseitige Action von Vererbung und Milieu anzustellen; Paul Jacoby mit seinen Untersuchungen über die hervorragenden Franzosen des 18. Jahrhunderts; und Lombroso mit seinen Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn. So anerkennend Odin die größeren oder kleineren Resultate der drei ersten Forscher erwähnt, deren Fehler fast alle aus falscher und ungenügender Verwendung der Methode stammen, mit solcher Strenge weist er die oberflächlichen und absolut ungenügenden Untersuchungen des „berühmten“ Italieners zurück, aber er thut dies auf Grund eingehender, hochinteressanter Kritik und unter Nachweis einer ganzen Anzahl von Widersprüchen und Lächerlichkeiten, welche dieser „geniale Wahnsinn“ sich zu schulden kommen ließ.

Und so sind wir denn zu dem dritten und letzten Theile der überaus wertvollen Arbeit gelangt, in welchem Odin aus der Kritik zu eigener positiver Arbeit hinübergeht.

Für Georg Brandes.

Die Nr. 87 der „Zeit“ enthält unter der Rubrik „Bücher“ einen Georg Brandes: Das junge Deutschland. Leipzig. H. Varsdorff, *) überschriebenen Artikel, dem gegenüber ich mir einige Bemerkungen zu gestatten erlaube. Das Buch bildet, wie es scheint, nur den willkommenen Anlaß für den Herrn Recensenten, um einiges zu äußern, das er längst gegen Brandes auf dem Herzen hat. Er hebt zwar in Ausdrücken der Bewunderung die Größe und Bedeutung des dänischen Literaturhistorikers hervor, vermag sich jedoch mit dessen „kühler historischer Betrachtungsweise“ nicht zu versöhnen. Der „rechte Kritiker“ ist er ihm, dem jedes Kunstwerk gleich nah und gleich fern steht, ein Geist, den weder Liebe noch Haß rührt, der über das mit weltmännischer Ruhe und vornehmer Erwägung reden kann, wovon den andern die Seele brennt. Mit einem Wort, daß es G. Brandes an „Kunstgemüth“ fehle, das macht ihm diesen unsympathisch. Die Zeit wolle nun einmal nicht die wissenschaftliche Methode von Kritikern, sondern die Rede von Künstlern über Kunstwerke, von Genießenden über ihren Genuß hören.

Ich möchte dem gegenüber daran erinnern, daß ein ähnlicher Vorwurf erhabener Kälte (ob auch aus anderem Grunde) gegen einen Fürsten der deutschen Literatur, gegen keinen Geringeren als den zu meist als Vertreter der Objectivität bezeichneten Goethe geschleudert wurde. Bekanntlich erklärte Börne: Gäbe es nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschnachten müßte in der dürren Wüste des Lebens, nur Kozebue und Goethe, tausendmal lieber erlabte er sich an Kozebues heißer Thränen Suppe, als an Goethes eiskaltem Weine, der nur zu Kopf steigt und alles Leben dorthin pumpt. — Ja auch das herbe Wort von dem „allzubetonen“ Enthusiasmus des „Gelehrten“ Brandes, der „die Kunst der Sprache hat“, findet seine Parallele in Börnes grollendem Ausfall, Goethe habe „die Sprache des Genies so lange nachgeahmt, ohne je erkannt zu werden“. Die Nachwelt hat dies Urtheil nicht bestätigt, vielmehr den edlen, aber besangenen Politiker in dieser Hinsicht der Kurzsichtigkeit geziehen. Und gleichwohl handelte es sich hier um einen Dichter und nicht um einen Kritiker, der, wie man auch darüber denken mag, in der Welt des Geistes doch immer ein Richteramt ausübt, dessen Wahlspruch daher ewig bleiben muß: Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde und schließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Es fragt sich übrigens, ob es einen großen, feinen Kunstverstand ohne Kunstsinne, ohne echtes Kunstgefühl gar geben kann. Aber davon ganz abgesehen, worauf stützt sich die gegen Brandes erhobene Beschuldigung? Ob auch ein oder der andere Zug überwiegt, reiche Naturen sind vielseitig. War nicht Goethe trotz seiner vorherrschenden Verstandesrichtung ein erster Lyriker? Und muß Brandes schon deshalb keiner starken Empfindung fähig sein, weil seine hohe Einsicht ihn zur Milde stimmt, weil ein Grundzug seines Wesens Milde ist? Kann man ihn kalt nennen, der sein Lebenlang mit Feuereifer gegen Vorurtheil für Geistesfreiheit gestritten, für all' das, was uns selbst das Höchste und Theuerste? Der Carrière, gesicherte Existenz, Ehren und Würden in die Schanze schlug, in seiner Heimat Schädigungen, Verfolgungen, Verleumdungen ertrug im Dienste seiner Ueberzeugung, seiner Ideale?

Es seien uns Beide hochwillkommen, der als Genießender uns von seinem Genuß mittheilt und der als Denker das Ganze überblickt, sichtet, wertet, nach klarer Erkenntnis ringt. Jede Individualität gelte, lebe sich aus, wie es ja das schöne Princip unserer Zeit. Nur die Einseitigkeit, Gleichartigkeit, schafft jenen Ekel und Ueberdruß, der in den so häufigen, launenhaft erscheinenden Umschlägen des Geschmacks zutage tritt.

Erich Holm.

Weisse Liebe.

Bei Langen in München ist jetzt ein „Roman aus dem Quartier Patin“ erschienen, „Weiße Liebe“, von Arthur Holitscher, einem jungen Oesterreicher, der durch manchen klugen, nachdenklichen, freilich sich bisweilen lyrisch verlaufenden Aufsatz, durch nicht immer ganz reine, aber gefühlte Gedichte in Prosa, die man im Simplissimus nachlesen mag, und durch sein ruhiges, ernstes, redlich auf das Rechte sinnendes Betragen dem Kenner wert geworden ist. Auf dem Titel des Buches sehen wir, von T. T. Heine, dem spöttischen Schwärmer, gezeichnet, eine weiße schmale hagere Gestalt von jenen spröden, unweiblichen Formen und jenen strengen, gewaltsam einfachen, beinahe heraldischen Geberden der prärafaelitischen oder symbolistischen Mode eine Dornenkrone halten, man weiß nicht recht, will sie sie an sich pressen oder wird sie sie dem Züngling auf die Stirne legen, der vor ihr kniet, innig die Hände faltend und mit Inbrunst, wie um die Hostie zu empfangen, zu ihr aufsteht. Einer Larve gleicht sein Gesicht fast, so star ist es; eine unaussprechliche Verzückung scheint es zu lähmen. In der ganzen Niedrigkeit unseres armen Daseins kniet er da, scheu, ungeschickt und steif, ja lächerlich, wie eingedrückt vom Unbegreiflichen, das mit ihm geschieht, aber eine solche Demuth läßt er uns ahnen, daß wir nicht mehr spotten können, eher möchten wir weinen; so verprügelt

*) Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Varsdorffsche Ausgabe eine vom Autor nicht genehmigte, nicht durchgesehene Uebersetzung des bereits im Jahre 1891 von ihm, auch in deutscher Sprache, herausgegebenen 6. Bandes seiner „Hauptströmungen“ ist.